

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Nr. 9.

1. Mai 1884.

Inhalt: Johannes Flemming, Die grosse Steinplatteninschrift Nebukadnezars II. Von J. Opperl. — Otto Keller, Der Saturnische Vers als rhythmisch erwiesen. Von Rudolf Westphal. — Waldemar Belek, Geschichte des Montanismus. Von Bonndsch. — J. J. Cornelissen, M. Minucii Felicit Octavius. Von K. J. Neumeier.

== Eigenmächtiger Abdruck von Artikeln der Gött. gel. Anzeigen verboten. ==

Die große Steinplatteninschrift Nebukadnezars II., in transcribirtem babylonischem Grundtext nebst Uebersetzung und Commentar. Inaugural-Dissertation zur Erlangung des philosophischen Doctorgrades der Universität Leipzig von Johannes Flemming. Göttingen, Dieterichsche Universitätsbuchhandlung. VIII, 62 S. 8°.

Es ist ein erfreuliches Zeichen für die Thätigkeit der deutschen assyriologischen Schule, und ein günstiges Zeugnis für die wissenschaftliche Reife derselben, daß sie sich häufig mit den am längsten bekannten Texten beschäftigt, die den Gegenstand der frühesten Untersuchungen über Keilschriften gebildet haben. War auch im Großen und Ganzen der Inhalt schon damals erkannt, was mehr oder weniger unberufenen Kritikern und Herabwürdigern älterer Bestrebungen unglaublich scheinen dürfte, so ist doch viel Einzelnes anders, und in manchen Fällen auch richtiger, ausgelegt: wenn der wirkliche Fortschritt auch durchweg den Unbetheiligten und Unparteiischen weit weniger in die Augen fallen möchte, als es sich jüngere Eiferer einbilden, so ist doch der Uebergang vom Zweifelhaften zum Sichern und Bessern unlenkbar. Es war daher zeitgemäß, auch einmal die älteste bekannte Inschrift zum Gegenstand der Untersuchung zu wählen, und wir begrüßen die Schrift des Hrn. Flemming als einen aner kennenswerten Ausführungsversuch eines guten Gedankens. Die Uebersetzung hat einige glückliche Verbesserungen aufzuweisen, und der Commentar zeugt von fleißigem Studium und stellenweise ersprießlichem Scharfsinn.

Wir besahen um so mehr auf der Notwendigkeit, die längst behandelten Inschriften einer Prüfung zu unterwerfen, als anderswo, namentlich in England, dieses zu sehr vernachlässigt wird. Die

Richtung, die Sir Henry Rawlinson mit dem ernstesten Worte sensationell geißelte, treibt auf dem Eilande in immer größern, aber duftlosen Blüten, und droht dieser ganzen Schule die wissenschaftliche Bedeutung zu rauben, die die britische Forschung sich mit Mühe und Erfolg vor dreißig Jahren erobert hatte. Nicht als ob es Einen gäbe, der neue wichtige Texte mit mehr Freude begrüßte, als Ref. dieses thut; nicht als ob Jemand weniger von der Notwendigkeit durchdrungen wäre, unsere niemals zu wenig kärglichen Anhaltspunkte auf formalem und realem Gebiet durch neue Entdeckungen zu vermehren. Dankbar sind wir mindestens so sehr als Jemand es sein kann für den Fleiß, mit dem diejenigen, die stets auf dem britischen Museum arbeiten können, uns mit neu entdeckten Texten bekannt machen. Muß nicht unsere Dankbarkeit sich von Rechtswegen deshalb steigern, weil diese Männer wegen ihrer eignen mangelhaften Vorbereitung uns oft die wissenschaftliche Ausbeutung neuerer Texte überlassen? Unsere Arbeit ist die notwendige Folge der jüngeren englischen Weise, sich ganz ohne vorbereitende Studien von der Wiege an den Keilschriftstudien zu widmen, ohne zu bedenken, daß man nicht Assyriologe werden kann, wenn man nicht schon vieles Andere vorher gewesen ist.

Dieser Vorwurf ist nun allerdings den deutschen, sowohl älteren als jüngeren, Schulen nicht zu machen. Es gibt keinen Assyriologen in Deutschland, der nicht die Unumgänglichkeit begriffen, sich wenigstens orientalischen und speciell semitischen Studien hinzugeben, ehe er das dringende Bedürfnis gefühlt, sich der Keilschriftforschung zu widmen. Aber die rein semitischen, grammatischen Studien genügen nicht; sie allein würden eine Einseitigkeit erzeugen, bei welcher die Erforschung des Sinnes der so geheimnisvollen Texte unmöglich gedeihen könnte. Die einseitige, fast pedantische Beschränkung auf grammatische semitische Studien hat schon manche sehr wenig erfreuliche Früchte getragen, da sie häufig mit einer Ueberhebung gepaart ist, deren Nichts den sich selbst stark fühlenden keineswegs durchbohrt. Manche jungen Assyriologen in Deutschland ermangeln außerdem der gehörigen klassischen Vorbildung: sie schreiben ihre Doctordissertation deutsch, anstatt lateinisch, was einem hier in Frankreich lebenden (wo zwei Arbeiten für das Doktorat verlangt werden, eine französische und eine lateinische) nur als eine Abminderung des deutschen Dokortitels erscheinen muß. Die klassische Bildung ist für einen Keilschriftforscher um so weniger zu verachten, als sie außer der Disciplinarzucht, die sie gibt, auch wegen der manchen Berührungspunkte, die dieses Studium mit dem griechischen und lateinischen Quellenstudium gemeinsam hat, unerläßlich ist. Aber

noch einen direkten Nachteil hat diese Vernachlässigung antiker Gesittung: sie hat gerade bei einem großen Teil der jungen Assyriologen eine betrübende Armut an archäologischen Kenntnissen hervor gebracht, die für die Deutung der Keilinschriften notwendig sind. Dieser Mangel an Realkenntnissen, ohne die man zur philologischen Erklärung der Dokumente schwerlich gelaugen wird, macht sich auch in diesem sonst fleißig gearbeiteten Werkchen geltend, das gerade sich mit einem Texte beschäftigt, dessen Wichtigkeit in seinen kunsthistorischen Notizen und Angaben besteht.

Die große Steininschrift Nebukadnezars ist auf einer ungefähr 70 Centim. langen, fast ebenso breiten, und gegen 10 Centim. dicken Basalttafel in archaischer Schrift eingegraben. Da der Verfasser sonderbarer Weise vergessen hat, von der ersten Ausgabe dieser Inschrift zu reden, so muß ich dies für ihn hier thun. Sie wurde in prachtvолlem, wunderbar genauen Kupferstich 1803 veröffentlicht, unter dem Titel: *An inscription of the size of the original copied from a Stone lately found among the ruins of Babylon, and sent as a present to Sir Hugh Juglis bart., by Harford Jones Esq. the Honourable the East India Company's resident at Bagdad.* Diese Publikation, die auch Rawlinson *Kinds of Cuneiform writing* (As. Journal, 1846 p. 22) erwähnt, ist seit Grotefend, der sich viel mit der Inschrift beschäftigt hat, in Aller Keilschriftforscher Händen gewesen, und hätte hier von dem Verf. weit eher erwähnt werden müssen als Delitzsch oder Andere, die mit diesem Texte doch sehr wenig zu thun haben. Von der Litteratur der Inschrift ist nun gar keine Rede: nicht einmal wird gesagt, daß ich diese ganze Inschrift zweimal übersetzt habe, erstens in einer besondern Schrift, betitelt: *Inscription de Nabochodonosor sur les merveilles de Babylone* 1865 — und in der *Bibliothèques internat. univers. Vol. II. 1870*, die mit allen Unvollkommenheiten in meines Schülers Ménants Uebersetzung in: *Babylone* p. 200 wiederholt ist. Ebenso ist keine Rede von der allerdings mangelhaften Uebertragung Rodwells in den *Records of the Past* vol. V, p. 111. Die etwaige Entschuldigung, Verf. habe diese Schriften nicht gekannt, kann Niemand annehmen; er mußte sie kennen: verlangt doch das Gesetz Rechtskenntnis von Leuten, die nicht über Jurisprudenz schreiben: *Iuris ignorantia nocet.* Der Spruch ist auch auf die Litteratur anzuwenden. Und der Verf. citirt doch auch zuweilen tadelnd Ménant und Rodwell!

Freilich bin ich weit entfernt dem jungen Adepten die Schuld zu geben. Der Vorwurf trifft richtiger nur seinen Lehrer Delitzsch, der oft ältere Gelehrte, Schrader mit einbegriffen¹⁾, als nicht vor-

1) Ich werde leider bald auf diesen schon oft berührten Punkt zurückkommen müssen.

handen behandelt. Wir haben Gelegenheit an ganz auffallenden Beispielen eine solche Tendenz nachzuweisen.

Was die Transscription des Verfassers anbelangt, so ist diese keineswegs empfehlenswert, sondern die schlimmste von allen, die vorgeschlagen worden sind. Ich habe mich schon über die etwas naseweise Art und Weise ausgesprochen, mit der man aus »grammatischen« Rücksichten die Texte anders umschreiben will, als sie dastehn. Bürger entgegnete denen, die in seiner Iliasübersetzung die Ausdrücke zu stark fanden, damit, daß er Homers, und nicht seine Iliade gäbe. So geben wir nicht unsere, sondern der Assyrer Schreibart wieder: will man »grammatisch« verfahren, so wähle man von vorne herein eine hebräische Transscription. Außerdem ist ein Teil der vermeintlich »grammatischen« Verballhornungen geradezu das Gegenteil des Wahren. Wenn die Assyrer *ya* schreiben, in *yānu dayānu*, so hat man absolut nicht das Recht daraus *anu* und *daanu* zu machen: die Assyrer schrieben mit vollem Vorbedacht *Yavana* und *Yauhaz* für die Namen der *Yavnā*, Ionier und Ioahaz, und wenn sie *bania* und *banija* orthographieren, so beweist dieses nicht gegen die Bedeutung des übrigens aus *i* und *a* zusammengesetzten Buchstaben, sondern das gerade Gegenteil. Findet man *banua* und *banuia*, so bedeutet dieses, wie ich schon (GGA. 1878 S. 1043) ausgeführt, daß man *bania* und *bania* sprach, das heißt, daß man das *u* wie die Franzosen, Türken, Schweden und Holländer, und sogar manche polnische Juden aussprechen. Schreibe man so, wie den Keilschriften der Schnabel gewachsen ist: alles übrige ist vom Uebel.

Doch außer dieser anti-grammatischen Aenderung der Wörter ist die Art und Weise der Transscription ins Auge zu fassen, und auch diese ist nicht nachahmenswert. Unter dem Vorwand, daß man in Göttingen nicht die gehörigen Typen habe, drückt der Verfasser das *kh* oder *h* durch *x* aus, und das *tet* durch das angelsächsische *ḥ*, das bekanntlich einen ganz andern Laut hat. Das emphatische *sade* wird zu einem *ç*, dessen Verwendung nur für palatalen, aus einem Guttural entstandenen Zischlaut im Sanskrit paßt. Aber diese Zeichen fehlen in Göttingen nicht allein: es gibt dort augenscheinlich nicht einmal ein *e*, das überall durch *ä* ersetzt ist, wie einst Stolberg Athänä, Hārā, Aeridanos schrieb. Dieses ist denn doch zu dorisch. Das assyrische *i* ist häufig durch *ä* wiedergegeben, und gerade so richtig wie das deutsche Zukunftsverbum: ich spräche, du sprichst, er spricht, wir, ihr, sie sprächen.

Diese Verwirrung hat ihren Ursprung in der Unkenntnis dessen, was eine gesprochene Sprache heißen will.

Die Erklärung der Keilschriften ist eine so schwere, zum großen

Teil ungelöste Aufgabe, daß jüngere Leute sich nicht darüber Täuschungen hingeben müssen, daß der Fortschritt auf dem Verständnis des Sinnes, nicht auf der von ihnen sogenannten wissenschaftlichen, eigentlich aber recht unwissenschaftlichen Kleinigkeitskrämerei beruht. Nicht darauf hat man zu sehen, ob man assyrisches *Ullanu* »Delitzschisch« *Ulānu* schreibt, sondern darauf, daß man es nicht falsch übersetzt. Worterklärung und Sinnesverständnis, das ist was uns not thut, und hierauf haben namentlich die ihr Augenmerk zu richten, die sich häufig mit Unrecht einbilden, durch ihre assyriologischen Arbeiten die Wissenschaft vorwärts gebracht zu haben. Wie ich schon in diesen Blättern angedeutet, ist dies bedeutend schwieriger, als wohlfeile Emendationen in der Transcription zu Tage zu fördern, deren geringster Nachteil es ist, von Jedermann durch eine ihm besser behagende Umschreibung ersetzt zu werden.

Wir wenden uns nun zur Beleuchtung einiger Punkte, die uns einer besondern Beachtung wert geschienen haben.

Der Name Nebuchadnezars ist *Nabu-kudurr-ušur*. Die Deutung des Verfassers »Nabu schütze meine Krone«, ist falsch, aus dem einzigen, demselben anscheinend unbekanntem Grunde, weil in vielen Inschriften, namentlich in sechszeiligen Stempeltextrn auf babylonischen Bauziegeln, sich *kudurru* vorfindet¹⁾. Die Deutung gehört mir, und weder Delitzsch, Haupt oder andern: ich habe sie 1863 (E. M. t. I p. 180) gegeben: so leicht war sie nicht zu entdecken, da ich während zehn Jahre eine falsche vorgeschlagen. Die erwähnte »Nabu schütze meine Arbeitsmütze« ist komisch, und mit Recht verwirft sie der Verfasser: aber höchst unvollständig bleibt doch der zwei Seiten lange Excursus über *kudurru*, in dem von der andern, so bekannten Bedeutung Abstand genommen wird. Das Wort heißt auch Grenzstein, weil diese in Form einer Tiare gebildet war, und weil häufig noch das Bildnis des Königs mit der Kidaris (vergl. l. c.) darauf dargestellt war. Es ist dieses wiederum ein Zeichen der ganz mangelhaften archäologischen Bildung der überdies formlosen Leipziger Schule.

Zu dieser Rubrik gehört denn unter andern auch die Uebersetzung des Wortes *nisiḫti* von 𐎶𐎢𐎺, gießen, durch »Perlen«: Perlen sollen (nach der Uebersetzung von III, 322) im Gebälk des Daches angebracht sein! Das Wort könnte »gegossenes Metall« bedeuten; es steht ja auch (so z. B. II, 30) zwischen »Silber, Gold«, und »Kupfer«. Es scheint, im Gegenteil, unter diesem schwierigen Worte

1) Es lautet eben nicht »stets« *kudurri*: »meine Krone« hieß *kudurriya*, zur Zeit Nebuchadnezars niemals anders.

eine Metallmischung verstanden werden zu müssen, entweder Elektrum oder Bronze: letzteres ist weniger wahrscheinlich, weil *uthabar*, d. i. *siparru*¹⁾ wohl dieses Fabrikat ausdrückt.

Ebensowenig »schmückte« man Gefäße mit »massivem Gold«: das Wort *ḫpr* heißt »wägen«. Auch dies wird vom Verf. durch »Schmuck« wiedergegeben. Ich glaube, meine 1857 vorgeschlagene Uebersetzung der Stelle III, 6, 7: »ich bekleidete (den Altar) mit reinem Golde von großem Gewicht« (*Études assyriennes* p. 97) ist 1883 nicht durch den Verf. berichtigt: »mit glänzendem Golde und prächtigem Schmucke«. Und steht ja gar nicht im Texte. Was heißt denn etwas mit Gold und »Schmuck« bekleiden?

Der *parakku*, der so bekleidet werden soll, ist nach dem Autor ein »Heiligthum«. An den eben angeführten Stellen (E. A. p. 97) habe ich schon richtig vor 26 Jahren durch »Altar« übersetzt. Der König erzählt, daß er einen von seinem Vorgänger gemachten silbernen Altar mit einem schwer wiegenden Goldüberzug bekleidet habe.

Die Worte *namru* und *russū*, die sich häufig mit den edeln Metallen vereint finden, sind dunkel: ich glaube, daß das erste reines und das andere versetztes Metall bedeutet. *Russū*, wie *hussū* scheint sich II R, 6, 31 auf eine Farbe zu beziehen.

ṣariru, das der Autor nicht übersetzt, mag Glas bedeuten. Auch dieses Wort findet sich mit *russū* vereint (s. d. meinen Commentaire p. 240, zur Sargoninschrift). Die Erklärung durch Glas empfiehlt sich, weil die Weihgefäße aus diesem kostbaren Stoffe gemacht sind. Das schwierige Wort *russū* könnte somit die Bedeutung »schillernd« haben.

Bei Erwähnung der Tempel *E-Saggil* (mit der unangenehmen Schreibart *Ac-Saggila*) und *E-zida* fehlt auch jede archäologische Ausführung, die sich freilich nicht in Delitzsch's Paradies, sondern in meiner Exp. en Mésop. findet.

So ist auch das *E-kua* vollständig falsch erklärt; *kua* ist nicht »Ruhe«, sondern *assaput*, Weissagung. »Haus der Ruhe« bedeutet nichts, und ist eine jener höchst wohlfeilen Erklärungsweisen, mit der sich ernste Männer nicht begnügen. Meine schon 1857, nach einem bestimmten Keilschrifttexte gegebene Deutung als »Haus der Orakel« wird Jedermann einleuchtender sein, als jene nur aus Gefälligkeit beibehaltene Phraseologie.

Sassanis ist ebenfalls schon in meiner Exp. en Més. (t. I, p. 178) durch »Marmor« wiedergegeben worden, und gehört nicht Pinches.

1) Fox Talbot, der grammatikfeindliche, phantastische, aber stellenweise geniale Dilettant, las *sitamru*, und verglich das griechische *σίδηρον*, Eisen.

Dort habe ich auch *Sallaris* übersetzt durch: in Kuppelform, was ebenfalls hätte beachtet werden können. Der Verf. glaubt genug gesagt zu haben, wenn er in dem Wort ein besonders glänzendes »Stück« sieht; vielleicht die Spitze, die von der Sonne beschienen wie Gold leuchtete. Ein Tempel mit einer »Marmorspitze«¹⁾ ist ein archäologisches Unicum, auch ist das Leuchten wie Gold im Sonnenschein, wenn nicht von der aufgehenden oder untergehenden Sonne, in babylonischen Breitengraden zu schwer optisch zu erreichen. Im Folgenden ist nach des Autors Uebersetzung die Vergleichung durch *kima*, wie, nicht gerechtfertigt: derselbe hilft sich durch das deutsche »gleich wie«, was aber eine Addition, und keine Vergleichung bedeutet. Der Sinn ist, nicht daß man mit einer Goldart, gleich wie mit »*im ut-u* = Stein« (wo die Kopula fälschlich zu *im ut* gezogen ist), den Sitz des Tempels bekleidet, sondern es heißt:

»Mit (einer Masse von) *russi* Gold, als ob es mit Kalk und Stein wäre, überzog ich den Alabaster und den Marmor im Innern des Tempels«.

Das *u* ist kein »phonetisches Complement«; *im ut* ist leider unerklärt (R. II, 28, 69⁻), und *aban* ist nicht von Ménant, sondern von mir (1857. Comm. Khors. p. 283), so gelesen. »*Im utu* Stein« wäre mit dem vorangehenden Zeichen Stein zu vermuten.

Ebenso ist das Wort *zakmukku* falsch übersetzt: es ist nicht der Name eines Festes, sondern der Anfang des Jahres, wie aus der astronomischen Inschrift (R III, 52, 51) hervorgeht.

Auch die Beschreibung der Tempel ist häufig unrichtig aufgefaßt; so hapert es auch gewaltig bei der Beschreibung der Mauern. Der Verf. übersetzt:

»Ihre Gräben hatte er (Nabopalasser) gegraben: zwei starke Wälle aus Erdpech und Ziegelsteinen hatte er aufgeführt an seinem Ufer (!? wessen Ufer?). Die Dämme des Arachtu hatte er gemacht. Ufermauern aus Ziegelsteinen längs des Euphrat hatte er aufgeführt«.

Der Verf., der mir in den »Ufermauern« folgt, hätte dasselbe thun können, in Betreff des Wortes *kari*, das er erst durch »Wälle« und dann durch »Dämme« übersetzt. Ich verstehe die fragliche Stelle so:

»Die Ausgrabungen hatte er begonnen; von zwei mächtigen Gräben hatte er die Böschungen in Erdpech und Ziegelsteinen glatt ausmauern lassen: aus dem Arakht hatte er Gräben abgeleitet, und mit Ufermauern hatte er die Ufer des Euphrat eingedeicht«. So kam längst ein Sinn hinein.

1) Warum denn nicht gleich Bernsteinspitze?

2) Ich übersetze durch Kalk; vielleicht: weißer Wind.

Das Wort *iksuru* (nicht *iqsuru*) heißt »abschneiden«, *kibir* heißt nicht Ufer, sondern »Grabung«, und *urakkissu*, das wie *iksuru* durch das platte »aufgeführt« wiedergegeben wird, heißt »einfassen«.

Das Wort *makati* ist von mir durch *quai* übersetzt; und des Verfassers: »ich übersetzte« ist bei dieser Gelegenheit vollends unstatthaft.

Weniger als dem Verfasser ist seinem Lehrer das schwere Mißverständnis betreffs der Längenmaße zur Last zu legen, die in seiner Uebersetzung gänzlich verkannt werden. Den Grad seiner metrologischen Begabung hat Hr. Delitzsch längst zur Kunde gebracht, und seine falschen Ansichten sind nun durch die auf den Statuen Gudeas eingemeißelten Längenmaße zu würdigen.

Es handelt sich um die beiden Mauern Imgur-Bel (Bel segnet) und Nimitti Bel (Schutz Bels), von denen die erste »490 Stadien im Umkreis« hat. Diese 490 Stadien, die ich erst 480 las (nach Herodot I 178) und die Hincks richtig in 490 corrigierte, ist die Länge des Umkreises von Babylon. Dieses hat auch der Meister der Metrologie, Böckh, angenommen. Die Abweichung der Angaben 490 und 480 Stadien habe ich (Étalon des mesures assyrienne p. 47) erklärt. Diese Angabe hat ihre vollständige Berechtigung; Nebuchadnezar muß doch irgendwo den Umfang seiner großen Stadt Babel angeben. Hr. Flemming glaubt hier, nur den Abstand der beiden Einfassungsmauern zu sehen, die er, auch hierin seinem Lehrer folgend, auf $257\frac{1}{4}$ Meter berechnet!'). Natürlich ist ihm, trotz alles darüber geschriebenen, die Elle immer 525 Millimeter. Herr Flemming findet, wie Referent auch, diese Distanz sehr klein; er glaubt also in ihr eine »Entfernungsangabe«, nicht eine »Längenangabe« zu erblicken! Dieser sehr feine Unterschied ist für alle Metrologen nur zu scharf, da eine Entfernung bis jetzt immer eine lineare Größe darstellen, also geradezu durch eine Längenangabe verdeutlicht werden mußte.

Es steht aber da 490 *ammāt gagarī*, 490 Stadien und nicht 490 *ammāt*. Hr. Delitzsch hilft sich mit der genialen Aushilfe, *gagarī* heiße Boden, und man übersetzt: 490 Ellen Boden! Was heißt denn eigentlich eine Elle Boden, die doch Hr. Delitzsch, wie die Nichtbodenelle zu 0^m 525 ansetzt? Dieser Unsinn, für den kein Ausdruck zu stark ist, ist um so unverzeihlicher, als schon vor 30 Jahren das Wahre erkannt und damals auch durch Böckh besprochen und angenommen wurde. *Ammāt gagarī* ist nicht *ammāt*, wie

1) Ja, $525 \times 490 = 257250$. Dieses ist unbestreitbar. Doch ist weniger richtig, daß die babyl. Elle durch *ammāt gagarī* ausgedrückt ist. Die Elle hieß *ammāt* ganz allein. *Gagarī* ist nicht »Boden«, sondern *orbis*.

auch *kasbugagar* und *aslagagar* (oder *qaggar*) nicht *kasbu* und *asla* (arab. اسل) ist. Schon damals habe ich das Verhältnis des *ammāt*, Elle, und des *ammātgar* oder *ammātqaggar* auf 1:360 angegeben: Glauben machen, daß *qaggar*, bab. *gagar* gar nichts zu bedeuten habe, wird doch schon geradezu wegen des hebräischen unmöglich, wo dasselbe Wort *kikkar*, Umkreis, nicht einmal ein Längenmaaß, sondern ein Gewicht andeutet. Das Wort fügt einen arithmetischen Wert dem vorhergehenden Worte hinzu, hinter dem es steht: das hebräische Gewicht ist ein *kikkar* von Schekeln, d. i. 3600 dieser Einheit. Hätte Herr Flemming sich ernstlich um den Sachverhalt der Inschrift bekümmert, käme es ihm nicht, wie der ganzen Schule, nur auf ziemlich wohlfeile, aber unnütze Wortklaubereien an, so würde er sich doch auch um die Werke gekümmert haben, die sich aus eigener Anschauung mit der Topographie Babylons beschäftigt haben. Es ist thöricht zu behaupten, daß zwei große, zwölf deutsche Meilen im Umkreis messende Umwallungen sich stets in den engen Streifen von $257\frac{1}{4}$ Meter gefolgt hätten. Dagegen sprechen auch die Texte: denn die innere Mauer war 360 Stadien lang. Wären die beiden Mauern von 480 und 360 Stadien concentrisch gewesen, so wäre die daraus erwachsende und also möglichst kleine Entfernung, zu dem ganz vernünftigen Abstände von 15 Stadien, auf beinahe drei Kilometer angewachsen.

Dieses Wort *qaggar* findet sich noch einmal in der Inschrift, in der vom Autor und seinem Lehrer nicht mißverstandenen, sondern gar nicht verstandenen Angabe des Flächenraumes Babylons. Dieser wird hier auf 4000 Ugagari geschätzt: Hier wird auch »4000 Ellen Boden« übersetzt: Daß *U* nicht Elle bedeuten kann, daß 4000 unmöglich gleich 480 sein kann, wird mit Stillschweigen übergangen, und der stumme Kommentar scheint sich dieser Stelle zu schämen. Sie steht aber dennoch da. Denn mit den 4000 Ellen »Boden«, die ja nach der erwähnten Rechnung 2100 Meter ausmachen würden, ist nichts anzufangen; der Flächeninhalt Babylons war nun einmal nicht 4000, sondern 1866 Millionen 240,000 Quadratellen! Der weise Kommentar schweigt. Die Uebersetzung glaubt ihr Gewissen zu beschwichtigen, wenn sie den »Flächenraum Babels« in das vollständig sinnlose »Umgebungen Babels« zu ändern sucht. Ernste längst erlangte Ergebnisse können nicht durch Stillschweigen beseitigt werden.

Daß das Zeichen *U* ebenfalls ein Flächenmaaß ist, ist seit 1856 durch den Michauxstein bekannt; die 20 Omer, die ein großes *U* besäen, konnte schon vor fast 30 Jahren unmöglich mißverstanden werden. Die zehn großen *U*, die die Oberfläche des Palastes König Sargons ausfüllen, bestimmt dieses Maaß auf 96 Aren. Das *Ugagar*

ist ein anderes Maaß, über das in meinem Étalon (p. 47 ff.) weitläufig gebandelt worden ist.

Manches ließe sich noch in dieser Weise gegen die Auffassung des Autors geltend machen; wir wollen nur kurz mehrere philologica berühren. Einiges ist neu und gut aufgefaßt. Dahin gehört unter Andern I, 14: *yunisam tismuruwa*, was besser ist als mein (E. M. II, p. 304, nicht Guyards oder Pognons) *yumi samti isnuruwa*; so gehört auch nicht Pognon, sondern mir (l. c. p. 307) die Bedeutung »denken«¹⁾.

Dagegen glaube ich nicht, daß der schwierige Passus I, 55, den ich 1858 unübersetzt gelassen, von dem Autor richtig gedeutet worden ist. Es steht dort ohne Accente und obligate Cicumflexe: *Ullanu ku bel minā basiva*. Die Stelle ist der Anfang eines Gebetes, in welchem der König dem Gotte als seinem Schöpfer huldigt, und bezeugt, daß dieser ihm die Gnade erwiesen, ihn zum Herrscher zu erwählen, und mit seinem Schutze und seiner Liebe zu kräftigen. Der Verf. macht aus dem *ku* das Wort *rubā* »Heer«, was sich allerdings in den Syllabaren findet. Aber in dieser Inschrift würde das Wort durch das Zeichen *nun* (*han*) ausgedrückt worden sein. *bel minā basiva* kann nicht heißen: Herr dessen was ist. *Minā* ist ein Fragewort, und für das vom Verf. vorgeschlagene Phrasenglied hätten wir wohl *mimma basi* zu erwarten. Doch ist diese Zusammensetzung so ungebräuchlich wie ein hebr. אֲרוֹן מֶהָרַהַר »Herr alles dessen was ist«. Die Uebersetzung des Verf. lautet: »Einiger, Heiliger, Herr aller Dinge«. Es wird nun für die Bedeutung: »Einiger« nichts stichhaltiges citirt; aber vergessen, daß vom Stamme *ullanu* das Wort *ullanumma* kommt, welches »außerdem, fernerhin« bedeutet. Ich möchte in dem *ku* das selten, aber doch vorkommende Suffix der ersten Person zu sehen wagen, und übersetzen: Außer mir, o Herr, was besteht? das *minā basi*, wie der Verf. will, als ein Genetivwort »alles was besteht«, abhängig von *bel*, Herr, ist meiner Meinung nach, schwer zu statuieren. Die Phrase würde folgendes bedeuten:

- »Was besteht, o Herr, über mir?
- »Dem Könige, den du liebst,
- »dessen Name du ausgesprochen hast,
- »(Was Dir wohlgefällig sei)
- »Hast du den Namen mit Glück gesegnet,
- »Hast du den Weg der Gerechtigkeit vorgezeichnet.«
- »Ich bin der Fürst, der dich segnet,

1) Man sieht nicht ein, warum der Verf. hier wie fast immer nur die Entlehnung citirt. Die Exp. en Mes., Étud. assyr., Commentaire de Khorsabad sind da: ihre Nichtanführung habe ich Recht und Macht nicht zu dulden.

- »Das Geschöpf deiner Hand.
- »Du hast mich geschaffen,
- »Das Königthum über die Schaaren der Menschen
- »hast du mir anvertraut
- »Wie es deine Gnade will, o Herr!

Ich habe diesen schon 1858 im Ganzen richtig übersetzten Papyrus gewählt, um zu zeigen, wie schwer noch heute viele Einzelheiten zu erklären sind. Manche Nüancen sind schon damals besser und dem orientalischen Geiste angemessener erfaßt worden. Des Verf. unverständliche des »dessen Namen du rufst«, bedarf eines Kommentars: der Sinn ist, daß das Aussprechen des Namens von seiten der Gottheit den Nebuchadnezar zum Könige stempelt. Die eingeklammerte Zeile heißt nicht: »wie es dir wohlgefällt«, sondern ist eine jener Formeln, die dem orientalischen Aberglauben zu liebe das böse Auge abwenden sollen. Den ganzen Zusammenhang mit dem ersten Satze hat der Autor nicht geahnt, obgleich die Zusammengehörigkeit hinlänglich durch das Schlußwort *va* angedeutet ist. Die Worte *anaku rubū magiraka* kann nicht heißen: »der Fürst der dir gehorcht«, da das Wort *magar* sich doch in dem Namen der Mauer *Imgur-Bel* findet, was nicht heißt: »Bel gehorcht«, sondern »Bel segnet«. Es sind unter den Aufstellungen oder Verbesserungen von Guyard, die der Autor angenommen, überhaupt wenige als endgültig zu betrachten.

Hätte der Verfasser die älteren Werke studiert, so würde er wohl auch sehr vieles, was er einfach als sein aufstellt, als von ihm nur als richtig befundenes erwähnt haben. Es ist von mir vor 25 Jahren die erste Kolumne ganz, von der andern sind große Teile erklärt worden. Hätte Verf. damals gelebt, so würde er wissen, daß gar vieles von dem, was er als sich von selbst verstehend betrachtet, damals als ungewiß, als tollkühn, als wild, wenn nicht als charlatanhaft, und daher als »unsittlich« bespöttelt wurde. Es wird daher Niemand dem Referenten, der während so langer Zeit für die glimpfliche Beurteilung seiner Entdeckungen hat kämpfen müssen, verargen, wenn er immer wieder darauf besteht, daß sie heute nicht Denen zuerteilt werden, die sie bloß abgeschrieben haben.

Hätte der Autor z. B. die kurze Abhandlung über die Gudea-inschriften in dem Bande des Berliner internationalen Orientalistenkongresses (p. 245) gelesen, so würde er (S. 46, zu IV, 30) nicht erklärt haben, er könne zwei Zeichen nicht entziffern. Das letztere Zeichen ist längst gelesen und ist gewöhnlich *si ru* geschrieben, es heißt: gedenken (R. II 39, 59. 7, 39), das zweite ist das verwickelte Zeichen, welches sich auf derselben Stelle des Syllabars

findet (Taf. 26) und wird durch *nā* umschrieben. Die, wie das Meiste andere, mir entlehnte Uebersetzung Ménants¹⁾ ist also keineswegs so falsch, wie der Verfasser zu glauben scheint: der Sinn, der übrigens schwierigen Stelle ist wohl: »der in mir das Andenken an das offenbarte (Gesetz) in meinem Innern erweckt«.

Unsere Wissenschaft ist noch dermaßen jung und ihre Entwicklung noch so im Aufspriessen begriffen, daß aus jeder Schrift, die unabhängig verfaßt ist, etwas zu lernen übrig bleibt. Namentlich ist von Uebersetzungen, die Jahrelang nach den ersten Versuchen erscheinen, auch zu verlangen, daß sie wenigstens einiges Bessere liefern als ihre Vorgänger²⁾. Das Schriftchen des Verfassers erfüllt diese Bedingung, und deshalb heißen wir es willkommen.

Paris.

J. Oppert.

Der Saturnische Vers als rhythmisch erwiesen von Otto Keller. Leipzig, G. Freytag, Prag F. Tempsky 1883. 83 S.

Ein jeder richtig gebaute Vers ist rhythmisch, denn Metrum (also auch Vers) ist der durch die Sprache ausgedrückte Rhythmus. Aber in diesem Sinne will der Titel der in Rede stehenden Schrift nicht verstanden werden. »Rhythmischer Vers« ist in dem Sinne eines der strengen Theorie nach unrichtig gebauten Verses zu nehmen, wie in den christlichen Hymnen bei Baeda venerabilis

Dies magna dōminī.

Die Versifikation in der klassischen Zeit der lateinischen Poesie vindiciert nur solchen Silben die Bedeutung der rhythmischen Accent-silbe, welche eine sprachliche Länge (resp. aus Längen aufgelöste Doppelkürze) sind. Auf eine sprachliche Kürze kann nur dann der rhythmische Accent kommen, wenn sie durch Auflösung einer rhythmisch accentuierten Länge in die Doppelkürze hervorgegangen ist. Beim Uebergange der lateinischen Sprache in die romanischen zeigt sich auch in lateinischen Versen bereits das Versifikations-Princip

1) Meine nicht citierte Uebersetzung lautet: qui inspire à mon corps le sentiment de la justice. Menant schreibt: qui inspire le sentiment de la justice, was nur eine Vergeßlichkeit ist.

2) Der Referent muß in jener Hinsicht die dem neuen Ankömmling gebührende Anerkennung zollen, und auch angeben können, was derselbe Neues mitbringt. Dieses ist er vor Allem sich schuldig. Solche unwürdige Auslassungen, wie die des Herrn Delitzsch betreffs meiner 25 Jahre nach Norris erschienenen Meder, »er könne nicht beurteilen, was die Schrift Neues brächte«, schaden nur dem, der gemachte große Fortschritte ebenso »verheimlichen« möchte, wie meine Entdeckung der sogenannten »kossäischen« Sprache (E. M. I, p. 275, 1863).

des Romanischen: der rhythmische Ictus wird nicht mehr durch die Quantität der Silben, sondern durch den Wortaccent bestimmt. Wollten wir genau sprechen, dann müßten wir diese beiden Gegensätze nicht metrische und rhythmische Verse, sondern Verse nach quantifizierendem und Verse nach accentuierendem Principe nennen. Alle modernen Sprachen, etwa mit Ausnahme der persischen, folgen dem accentuierenden Versifikations-Principe. Rhythmisch sind sowohl die antiken wie die modernen Verse. Otto Keller gebraucht das Wort »rhythmisch« wie Wil. Meyer: »Der Ludus de Antichristo und über die lateinischen Rhythmen« 1882, Schuch »de poesis latinae rhythmis et rimis, praecipue monachorum«. Huemen, »Untersuchungen über die ältesten lateinisch-christlichen Rythmen« 1879.

Genau in diesem Sinne will auch Otto Keller, daß der alte Saturnius der Römer ein Vers nach accentuierendem Principe sei.

Nach der graecisierenden Auffassung der lateinischen Metriker würde der Saturnische Vers in die Klasse derjenigen Metra gehören, welche bei Hephaestion c. 15. 14 die Benennung dikatalektisch führen, d. i. Verse mit zwei Katalexen, die eine beim ersten, die andere beim zweiten Kolon. Aus zwei katalektischen Dimetra iambica

$$\bar{\cup} - \cup - \cup - \bar{\cup} \quad | \quad \bar{\cup} - \cup - \cup - \bar{\cup}$$

besteht der Kallimacheische Vers

Δήμητρι εἴη πυλαιῆ | εἴη τοῦτον οὐκ Πελασγῶν.

Aus zwei brachykatalektischen Dimetra trochaica

$$- \cup - \cup - \cup \quad | \quad - \cup - \cup - \bar{\cup}$$

besteht der Sapphische Vers

δέτρο δῆτε Μοῖσαι | χρύσειον λιποῖσαι.

Der Saturnische Vers hat das erste Kolon mit dem vorstehenden Kallimacheischen Verse, das zweite mit dem der Sappho gemeinsam:

$$\cup - \cup - \cup - \bar{\cup} \quad | \quad - \cup - \cup - \bar{\cup}$$

Dabunt malum Metelli | Naevio poetae.

Seltener beginnt das zweite Kolon des Saturnius mit einer Anakrusis.

Bezüglich des Rhythmus muß von dem Saturnius dasselbe wie von den beiden verwandten dikatalektischen Verse der Griechen gesagt werden.

Sehr zum Schaden der metrischen Theorie hat sowohl Gottfried Hermann wie A. Boeckh den nur in diesem einen c. des Hephaestion vorkommenden Terminus technicus »dikatalektisch« unbeachtet gelassen. Wir dürfen überzeugt sein, daß in Hephaestions umfangreicheren Werken, der Metrik von 48 Büchern, der Metrik von 11 Büchern, der Metrik von 3 Büchern, die er schließlich zu dem uns erhaltenen Encheiridion, welches er als Leitfaden für die Anfänger

schrieb (»τοῖς ἀπείροις καὶ τοῖς μήπω τῆς μετροποιίας γεγευμένοις«) eingehender von den dikatalektischen Metra die Rede war.

Hephaestions Terminus »brachykatalektisch« hat man gar als thöricht und abgeschmackt bezeichnet. Er ist unentbehrlich und gerade so wichtig wie katalektisch und akatalektisch. Ein dipodisch gemessener Vers des trochaeischen und iambischen Maaßes heißt katalektisch, wenn ein Chronos podikos des Schlußfußes in der Lexis nicht ausgedrückt ist; er heißt brachykatalektisch, wenn ein ganzer Fuß fehlt. Nach Aristides tritt bei dergleichen unvollständigem Kolon eine Pause ein. In den notierten Hymnen des Dionysius und Mesomedes ist bei Katalexen das Pausenzeichen (Leimma) zu der vorletzten Silbe des Kolons gesetzt. Nach einer zuerst von Friedrich Bellermann gemachten Beobachtung kann durchaus kein Zweifel stattfinden, daß dies Leimma den Sinn hat, die vorletzte Silbe des Kolons solle eine Verlängerung erfahren, wie in Dionysius Hymnus auf die Muse v. 4

ἔμᾱς ἠρένας δονεῖτω.

υ υ υ υ υ υ

Unumstößlich steht fest, daß bei Katalexen und Brachykalexen der gesungenen Verse eine Silbendehnung vorkam.

Aber wenn die antiken Verse nicht gesungen, sondern gesprochen wurden [Recitations- oder Deklamations-Poesie), wie stand es dann mit den Katalexen? War in diesem Falle eine Dehnung oder eine Pause zu verwenden? Der Wesensunterschied zwischen Recitation und Gesang wird von Aristoxenus Harm. S. 221, Rh. S. 4 (Abel) angegeben. Der Gesang ist nach ihm ein in vernehmlichen Intervallen fortschreitendes Melos, eine Bewegung der Stimme, welche auf jeder Tonstufe irgend eine Zeit lang stehn bleibt und von dieser zu einer andern aufsteigt oder abwärts schreitet. Der Uebergang von einer Tonstufe zur andern nimmt eine unendlich kleine Zeit in Anspruch; nach dieser eine unmerkliche Zeitdauer einnehmenden Bewegung des Ueberganges erfolgt das Ausruhen der Stimme auf irgend einer Tonstufe, welches wieder eine meßbare Zeitdauer erheischt. Dies ist der Vorgang in der Bewegung der Stimme, wenn wir singen oder auch wenn wir Instrumentalmusik machen. Wenn wir dagegen sprechen, so ist dies, wie Aristoxenus will, ebenfalls ein Melos, denn indem wir Silben von verschiedener Accenthöhe aussprechen, so bewegt sich die Stimme nicht minder wie beim Gesange von einer höheren zur niederen oder umgekehrt von einer niederen zur höheren Tonstufe. Ein anderer griechischer Schriftsteller, Dionysius von Halikarnaß, bemerkt, daß sich beim Sprechen Intervalle von dem Umfange einer Quinte ergeben. Wir

modernen Menschen vernehmen in unserer Sprache wohl noch umfangreichere Intervalle: es ist nicht selten, daß dieselben in erregter Rede die Größe einer Oktave und darüber erreichen. Also Intervalle kommen auch beim Sprechen vor. Der Unterschied des Sprechens vom musikalischen Melos besteht aber darin, daß die Intervallverschiedenheiten des letzteren durch die Gesetze der Kunst bedingt werden, während sie beim Sprechen nichts Künstlerisches, sondern etwas durch die natürliche Beschaffenheit der Sprache gegebenes sind. Andere physiologische Vorgänge, welche beim Unterschiede des Sprechens und Singens in Frage kommen, dürfen wir hier unberührt lassen. Auf einer durchaus richtigen Beobachtung beruht aber die Angabe des Aristoxenus, daß die Sprechstimme eine kontinuierliche Bewegung im Uebergange von höheren zu tieferen Tonstufen und umgekehrt ausführt, — eine kontinuierliche Bewegung der Art, daß uns die Sprechstimme niemals auf einem Intervalle so lange zu ruhen scheint, daß wir die hier thatsächlich vorkommende Zeitdauer einer Silbe im Verhältnisse zu den folgenden Silben bemessen können. Die Singstimme führt meßbare Klänge auf den verschiedenen Tonstufen aus, die Uebergänge von einem zum anderen Klange sind unendlich klein. Die Zeitdauer, welche die Silben der Sprechstimme einnehmen, sind freilich nicht unendlich klein, aber doch nicht groß genug, daß uns ein Maaß zu Gebote stünde, womit die eine Silbe im Verhältnisse zur anderen gemessen werden könnte. Nur eine Ausnahme statuiert Aristoxenus, wenn nämlich in bestimmten Affekten der Sprechende auf irgend einer Silbe länger verweilt. So gibt es für die gesungenen Silben ein bestimmtes rhythmisches Maaß; von den Silben der Sprechstimme, der Recitation oder Deklamation läßt sich dagegen nur angeben, daß die eine Silbe länger als eine andere, aber nicht um wie viel sie länger oder kürzer ist. Die gesprochene Silbe läßt sich einem genauen rhythmischen Maaße nicht unterwerfen. Aus dieser Angabe des Aristoxenus geht unwiderleglich hervor, daß das Sprechen, Recitieren, Deklamieren in der Sprache der alten Griechen genau derselbe Vorgang war, wie in der Sprache der modernen Menschen. Auch wir vermögen nur dies anzugeben, daß beim Sprechen und Deklamieren in unserer modernen Sprache die eine Silbe länger oder kürzer als die andere ist, aber die Verschiedenheit der Silbenlänge läßt sich nicht auf ein bestimmtes Maaß zurückführen. Versucht man ein Gedicht zu lesen, daß etwa die lange Silbe den doppelten Umfang der kurzen hat, so wird die Deklamation außerordentlich pedantisch klingen, wird im höchsten Grade maniert und unnatürlich erscheinen. Mit Recht, denn in der Natur des Sprechens sind solche bestimmten Maaße der Vokallängen

und Vokalkürzen nicht begründet. Erst dadurch, daß ein Gedicht zum Gesange wird, wird den Silben eine bestimmte Zeitdauer, z. B. der langen die doppelte Dauer der kurzen zugewiesen. Außerhalb des Gesanges, beim Recitieren eines Gedichtes, sind diese bestimmten Silbenmaaße in der antiken wie in der modernen Sprache in keiner Weise begründet. Hieraus folgt, daß wir mit Unrecht für unsere Recitationspoesie dreizeitige Trochäen, vierzeitige Daktylen und andere Versfüße eines bestimmten rhythmischen Maaßes statuieren. Solche der Zeit nach meßbare Versfüße gibt es in der recitierten Poesie nicht. Nur die Senkungen des Verses, aber nicht die Zeitdauer der Versfüße läßt sich beim Recitieren bemerklich machen, auch nicht die rhythmischen Pausen.

Die iambische Katalexis hat nach der Ueberlieferung der notierten Hymnen auf jeder der beiden Schlußsilben einen rhythmischen Ictus. Wollten wir den strengen Rhythmus des griechischen Melos auf den Saturnius übertragen, dann würde die erste Vershälfte desselben eine Vierzahl von rhythmischen Accenten haben:

Dabint, malim Metelli.

Unter Voraussetzung des streng melischen (musikalischen) Rhythmus gilt die in Roßbach-Westphals Metrik², II S. 42 und Bartsch »der Saturnische Vers und die altdeutsche Langzeile« angenommene Messung des Saturnius als eines zweigliedrigen Metrums von 8 rhythmischen Hebungen. So wie man aber von einem nicht gesungenen, sondern »gesagten« Verse spricht, dann kann der Saturnier ebenso wie deutsche Langzeile nicht mehr als nur sechs rhythmische Accente haben:

Dábunt málum Metelli | Níevio poetae.

Nachdem Gottfried Hermann, der Wiederhersteller der metrischen Doktrin, zuerst wieder die Aufmerksamkeit auf den Saturnius gelenkt, veröffentlichte O. Müller in seinem Festus die Entdeckung, daß auch Saturnier vorkämen, in welchen die zwischen zwei Hebungen stehende Senkung unterdrückt werden könne,

Semól rogánt, se voti | crebro cóndémnes.

Ebenso Ritschl.

A. Spengel verlangt, daß in einem Saturnius nicht mehr als eine Senkung unterdrückt werden könne, und zwar nur die vorletzte, gewöhnlich die des zweiten Kolons. Die die beiden Kola trennende Wortcäsur, welche nach Ritschls Meinung auch vernachlässigt werden konnte, erklärt Spengel für strenges Gesetz.

Fedor Ewjeniewiç Korsch »de versu Saturnio Moskau 1868« weist nach, daß im Saturnius auch Binnencäsuren innerhalb eines jeden Kolons legitim sind: